

Gisela Zifonun

ZWISCHENRUF ZU „SOZIALE DISTANZ“

DIESER BEITRAG ERSCHEINT IN SPRACHREPORT 2/2020

< <https://pub.ids-mannheim.de/laufend/sprachreport/> >

Die Parole der Corona-Krise lautet: Soziale Distanz. Man liefert uns auch gleich mit, wie wir das zu interpretieren haben: Zwischen den Körpern der Glieder der Gesellschaft soll es permanent einen Abstand geben, von mindestens 1,50 m. Oft wird auch mahrend suggeriert, diese Distanz sei sozial, diene also dem Nächsten und dem Gemeinwohl. Recht so.

Für die Gedanken gilt die Distanzregel (noch) nicht. Sie dürfen nach wie vor dem Sinn der Wörter und Phrasen nahe kommen und, womöglich, sogar aus nächster Nähe ihr Potential an Hintersinn und Mehrdeutigkeit aufdecken. Auf **einen** semantischen Mehrwert machen uns die lieben Mahner und Kommentatoren schon aufmerksam: Die Distanz der Körper kann durch körperlose Nähe kompensiert werden, versichert man. Die „sozialen“ Medien sind offenbar ein Eldorado der kommunikativen und vielleicht sogar emotionalen Nähe unter den Bedingungen des Kontaktverbots. Distanz ist nicht gleich Distanz, Sozialität nicht gleich Sozialität.

Wären wir nicht in Corona-Zeiten, hätten wir vielleicht soziale Distanz noch anders verstanden: als Abstand zwischen den verschiedenen Schichten und Milieus einer Gesellschaft und über diese eine Gesellschaft hinaus. Aber auch die besteht natürlich, allen Beschwörungen zum Trotz, weiter und kann noch größer werden. In Form des Abstands zwischen denen, die in „systemrelevanten“ Bereichen den Kopf hinhalten, und denen, die zuhause bleiben können, oder den Alten oder Pflegebedürftigen und den Jungen und Starke. Und letztlich zwischen den reichen Gesellschaften mit den nötigen Ressourcen und den armen, die um die Teilhabe an den rar gewordenen Gütern betteln müssen. ■

Die Autorin war Leiterin der Abteilung Grammatik am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache, Mannheim.

Bildnachweis

shutterstock_1679261281 ■

